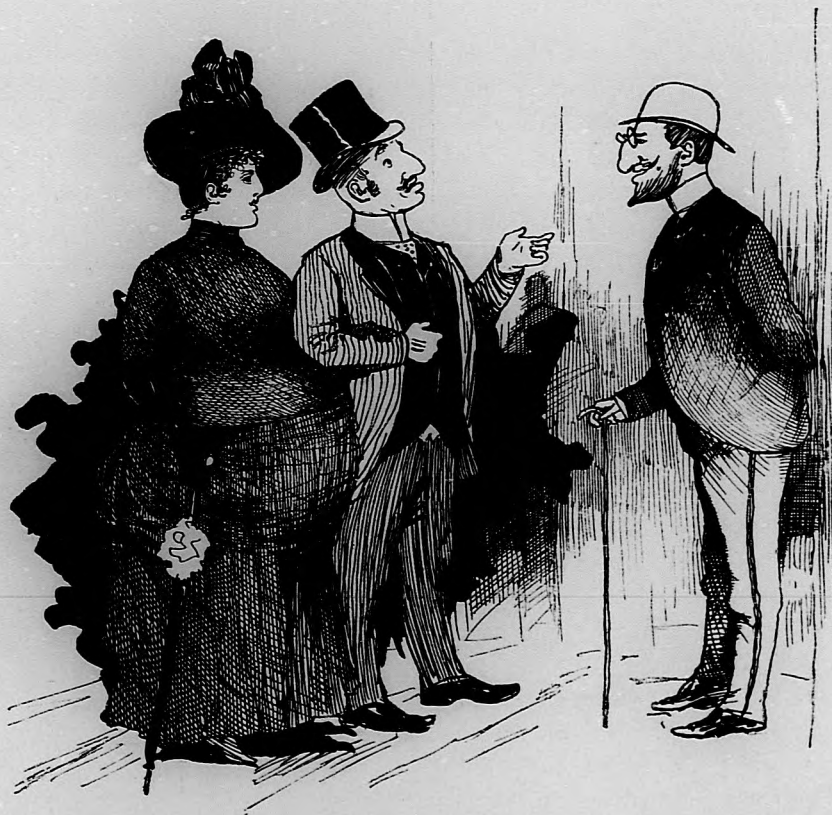




Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



Jakob Kohn: Lieber Freund Moriz, ich stelle Dir hier meine Braut vor, Fräulein Salie Levy.

Moriz Goldstein: Was sagste, Jakob? Dieses Fräulein ist Deine Braut? Die ist doch jede Stunde niederkommen! Schämste Dich nicht?

Jakob Kohn: Was soll ich mich schämen? Es is doch nicht von mir!

Intime Scenen.

Von Catulle Mendès.

Der gute Entschluß.

Nun ja, ihr Entschluß war gefaßt! Sie wird sich zu diesem Stelldichein begeben; sie, die vornehme und tugendhafte Dame wird die ungeheure Thorheit begehen, am hellen Tage an der Thür einer Gargonwohnung anzuläuten und das Rauchzimmer des jungen Mannes zu betreten, wo der scharfe Geruch der Havannah vielleicht durch die Düste verschiedener Parfüms gemildert wird und vielleicht noch die Sammtmaske irgendwo liegt, welche Fräulein Mimi oder Fräulein Lili nach dem letzten Opernball hier vergessen hat. Es wird sicherlich eine große Unklugheit sein; aber was verschlägt's, da ihre Absichten die lautersten von der Welt sind. Das Gefühl der Pflicht zeichnete ihr vor, wie sie sich zu verhalten habe. Sie fand es nothwendig und ihrer selbst würdig, dem Unverschämten eine Lektion zu geben, der gestern Abends, während eines Walzers, es gewagt hatte, ihr mit bebender Stimme ins Ohr zu flüstern: „Sie werden kommen, nicht wahr?“ Was hoffte er denn, dieser Geck? Wie? Er huldigte ihr erst seit sechs Monaten; sie waren erst bei den kleinen Koketterien mit den Händen, die sich wie zufällig berühren, und den Blicken, die sich nur halb abwenden, und er hatte sich plötzlich zu einem solchen Wagniß erfrect? Glaubte er etwa, daß er sogleich bei ihrem Eintritt sie nur zu umfassen und sie, die Widerstandslose, vor Verlangen Ersterbende, in seinen Armen davonzutragen haben werde? Da hätte er eine schöne Meinung von ihr, in der That! Seit kaum zwei Jahren verheirathet, gegen ihren Gatten einstweilen nur einen erträglichen Abscheu empfindend, aus den Angriffen der leidenschaftlichsten Anbeter siegreich hervorgegangen, war sie Gott sei Dank noch makellos und der Achtung Aller werth. Sie wird den Unverschämten exemplarisch züchtigen. Ruhig, kühl, voll Würde wird sie bei ihm eintreten, mit hoch erhobener Stirne und ernster Rede. „Ja, mein Herr, ich bin gekommen, damit Sie sich nicht etwa einbilden, ich hätte Furcht vor Ihnen. Ich begeben mich in die Gefahr, weil ich ihr Trost biete. Ich bin ferner aus dem Grunde gekommen, um Ihnen zu sagen, was ich von Ihrem Betragen denke. Es ist eines Kavaliere unwürdig. Ich bin eine ehrbare Frau, meinen Pflichten aufrichtig ergeben. Sie haben einen Mißgriff begangen, mein Herr! Sie glaubten es mit einem jener schwachmüthigen Geschöpfe zu thun zu haben, die sich von ihren Leidenschaften fortreißen lassen. Sie werden nun hoffentlich Ihren Irrthum einsehen und nach der bitteren Lektion, die ich Ihnen gegeben, Ihre sträflichen Hoffnungen für immer aufgeben.“

Ja, Das wird sie ihm sagen, und noch ganz andere Dinge, in ernstem, strengem, unerbittlichem Tone. Und er — er wird voll Bewunderung und Reue sich beugen.

Und während sie so die ganze Scenerie ihres Sieges sich zurechtmachte und ihre Strafpredigt vorbereitete, begann sie sich anzukleiden, denn die Stunde des Rendezvous nahte. Nachdem sie schwarze, durchbrochene Strümpfe angelegt hatte, welche die rosige Haut da und dort gleich Milchtropfen bloßlegten; nachdem sie ferner ein Hemd von Valenciennes-Spitzen angelegt hatte, das auf dem reizenden Körper nichts ist als eine schneeige Wolke, wählte sie in dem Schreine mit hohen Spiegelthüren



ein paar Höschen von durchsichtiger, federleichter Seide, die mit Spitzen besetzt sind und an der Hüfte nur durch einen einzigen Knopf festgehalten werden

Die drei Schubfächer.

Mit einer entschlossenen Geberde — wie Jemand, der von seinem Willen nicht mehr abzugehen gedenkt — wies die Gräfin auf ein allerliebstes Tischchen in japanesischer Lackarbeit — rosa und Gold — mit drei Fächern und sprach in ernstem Tone:

— Deffnen Sie eines dieser drei Fächer; und trachten Sie, gut zu wählen; denn in jedem dieser drei Fächer habe ich eine Antwort auf die Bitte verborgen, mit der Sie seit sechs Monaten mich unablässig bestürmen. Wenn Sie eine Antwort ziehen, welche meine Einwilligung enthält, dann werde ich Sie nicht länger abweisen dürfen. Ziehen Sie aber zu Ihrem Unglücke eine verneinende Antwort, dann sehen Sie mich nie wieder.

— Ach! seufzte er; zwei Chancen gegen eine. Welch' ein grausamer Einfall ist Das, theure Gräfin!

— Ei, ich werde im schlimmsten Falle doch wenigstens den Trost haben, daß ich meinen Fehltritt dem Zufall zuschreiben habe.

Lange schwankte er, welches der drei Schubfächer er herausziehen solle. Von einem zum andern irrte seine zitternde Hand und in der Furcht, eine schlechte Wahl zu treffen, zog sein Herz sich zusammen. Endlich schloß er die Augen und zog im Vertrauen auf eine gütige Vorsehung. O, welche unsagbare Wonne! Die Antwort — auf ein Blatt Rosapapier geschrieben — lautete: „Ja!“

Er nahm Madeleine in seine Arme und trug die Er-röthende davon. Als sie mit dem jungen Tag aus süßem, erquickendem Schummer erwachten, sah die Comtesse eine Wolke in den Blicken des Geliebten.

— Was kann Dir noch fehlen, theurer Undankbarer? fragte sie.

— Ich habe einen Kummer, erwiderte er.

— Einen Kummer? Du, an meiner Seite?

— Ja; weil ich Dich dem Zufall und nicht Dir selbst zu verdanken habe.

Die Gräfin brach in ein lautes Gelächter aus.

— Narrchen! rief sie; alle drei Schubfächer enthielten dieselbe Antwort.

Gedanken über Frauen und Liebe.

Was ist die Neue einer Frau? Das Bedauern, nicht von vorne anfangen zu können.

*

Die Liebe ist der Becher, aus dem wir Leben und Tod und Unsterblichkeit trinken.

*

Gar viele Hahureie trösteten sich, indem sie sich sagen: „Meine Hörner sind Füllhörner.“

*

Die Liebe ist ein Faden, den eine Frau an beiden Enden hält und uns aufzuwickeln gibt.

*

Die Alten haben Venus nackt dargestellt, nicht bloß weil sie schön war, sondern auch, weil die Liebe vor der Liebe nichts zu verbergen hat.

*

Ein Liebesbrief ist ein Wechsel auf Sicht: man muß ihn stets bezahlen — in welcher Münze immer.

*

Unsere eigentliche Heimat ist das Land, wo wir zuerst geliebt haben.

*

Durch die Courtisane lernt man die tugendhafte Frau kennen; durch die tugendhafte Frau lernt man die Courtisane kennen. Beide haben ihren Roman, den die Liebe geschrieben: die göttliche Liebe und die profane Liebe. Wo hört die göttliche Liebe auf? Wo beginnt die profane Liebe? Alles liegt in Allem.

*

Die Liebe gewisser Frauen ist tödtliches Gift; aber es gibt Männer, die sich an das Gift gewöhnt haben wie Mithridates.

H. B.

Das Kukulsei.

Von Sidoniz.

Die Meiß'ngrab'n = Kesi war „hund'sjung und geiß'närrisch“, wie ihr eigener Vater, der Meiß'ngrab'n = Muckerl, sagte. Doch war sie bei aller Dummheit, die noch Keiner bestritten hatte, nicht übel von Gestalt, wie gar viele der Burfche wußten, und wie ihr zerrissenes Mieder auch verrieth. Die Kesi war nämlich über alle Maßen gleichgiltig gegen ihr Aeußeres, was zur Hebung ihrer Wohlgestalt natürlich wenig beitrug. Wie ein Fegenwinkel schaute sie aus, allerdings wie ein Fegenwinkel, aus welchem allenthalben rosiges Fleisch hervorguckte.

Einmal kam der Spagen = Sepp, dieser lustige Lotter, den wir schon kennen, auf das Meiß'ngrab'n = Gut. Ein Bauer hatte ihm aufgetragen, die scheidige Kuh des Muckerl zu untersuchen, denn diese sollte verkauft werden.

Die Kesi war allein zuhaus; sie saß im Stall auf einem Schämle und molk eben die Scheckige.

„Ah, Du bist da, Dirndl. Na, is ma a recht. Kumm' weg'n der Kuah. Soll s' anschau'n; der Gregori kauft Euch s' eppa a, wann i 's Viech für guat find'.“

Die Kesi begriff, daß der Sepp jetzt in guter Laune gehalten werden müsse, damit er die Scheckige nicht allzu kritisch beurtheile; deshalb lachte sie ihn breit an, daß alle ihre weißen Zähne blitzten und sagte: „Muast schon no a bisl

wart'n. Bin glei' ferti', nacha schaust D' die Kuah an. Is a guat's Viech, schau die Euter, schau die Milch an!“

Um ihrer Aufforderung nachkommen zu können, zog sich Sepp einen zweiten Schämle herzu. Nun saß er neben der Melkerin.

„Kannst guat melk'n, Dirndl, wirst amal a guati Bäuerin sein.“

„Das kann ma net wiss'n.“

„Ah ja, bist a sauber's Madl, das sichts ma, wiawohl Du net sauber ang'legt (gekleidet) bist. Das Leibl zum Beispiel schaut aus wia 's Köckl, das der Mathias über sein' Spag'n'schrecker hängt.“

„Moanst?“ sagte verlegen die Kesi, und hielt im Melken inne, um an sich hinabzusehen.

Dabei gewahrte sie manchen Riß, den sie bisdahin nicht bemerkt hatte. Sepp erweiterte eben mit dem Finger einen solchen Riß; sie lachte nur dazu und schlug ihn dann auf die Hand.

„Muast Dir do' an ander'n Spenser kauf'n. Weil i Dir den jetzt no mehr z'riss'n hab.“

„Geh! Das wollt'st? Aber hörst, bist Du guat! Aber wirst 's denn a treff'n? I bin gar dick und kumm net in an jed'n eini.“

„Da muast ma halt a Maß hab'n.“

„Ja, Das muast ma.“

„Na, so ziaß den Feg'n aus.“

Berwundert lachend that es das Dirndl. Im weißen Hemde sah sie weit schmucker aus; Das fand wenigstens der Sepp, der daran ging, ihr das Maß abzunehmen. Er that es aber nicht an dem Spenser, er that es an der Dirn selber. Diese fand Das so drollig, daß sie sich schüttelte vor Lachen, weshalb der Sepp ziemlich lang brauchte, bis er wußte, wie weit der Spenser sein mußte, den er dem Dirndl kaufen wollte. Endlich saßen sie wieder ruhig nebeneinander und sie molk weiter. Ab und zu griff er nach ihr und als sie sich wehrte, redete er ihr zu: „So geh, sei net so bockbeinig. Was macht's Dir denn, sichts ja kan Mensch und was Kaner, daß D' mir was Lieb's 'than hast.“

Sie schüttelte den struppigen Kopf. „Das kann net sein. Kan Kind darf i net kriagu,“ sagte sie gelassen.

„Patscherl, Das braucht ja net z' sein.“

„Das sagst, daß i nachgib. Aber i bin net so dumm wia Du glaubst. Ja, wann i a Kukulsei findert, da wollt ich's riskir'n.“

„Was is denn mit'n Kukulsei?“ forschte aufmerksam der Burfche.

„Ja wagt, wann a Dirndl a solch's hat, da kann ihr nix g'scheg'n. Im Rockack muast ma 's trag'n und net zerbrech'n derf ma 's, wann ma bei sein' Buam is.“

Der pffiffige Sepp, der wohl auf alle Umstände geachtet hatte, die bei diesem Zaubermittel beachtet werden mußten, lachte hellauf.

„Wer hat Dir denn Das verrath'n?“ fragte er, und war dabei so stürmisch, daß ein Kukulsei sicherlich im Rockack der Kesi nicht ganz geblieben wäre.

„Laß mi' aus!“ keuchte sie und riß sich los. „Druckst mir bald 'n Ath'm aus, Du Grobian. Mei Godl (Taufpathin) hat mir's g'sagt und i glaub' d'ran.“

„Hast eh recht, Kesi, das Mitt'l hilft sicher. Aber jetzt hör mi an, Schatzerl. Mögst mi, wann i Dir a Kukulsei schaff, das net zerbricht?“

Das Dirndl dachte eine Weile nach. „A wirklich's Ei?“ meinte sie dann argwöhnisch.

„A wirklich's Ei.“

„Ja, nacha meintweg'n.“

*

Seither dachte der Sepp fortwährend an das Kukulsei und am zweitnächsten Tage hatte er richtig eines entdeckt. Am

Dekolletirungsfragen.



— Herr Graf, Sie haben Geschmack: welche Art von Dekolletage gefällt Ihnen am besten?
 — Die Ihrige, Madame.



— Mein Herr! Sie haben eine so sonderbare Art zu schauen! . . .
 — Und Sie, Madame, haben eine so reizende Art, schauen zu lassen!

Abend desselben Tages stand er auf dem Meiß'ngrab'n-Hofe. Der Bauer saß um diese Zeit im Wirthshause. Die Kesi war allein zuhause und strickte. Als der Sepp in die Stube kam, wurde sie roth.

„Kumm, Dirndl, 's Ei wär g'fund'n!“

„Bist aber Du dickschädlat. Hätt' i do gmoant, daß D' mit kan Gedank'n mehr d'ran denkst.“

„Wär schön dumm, wann i so was vergess'n thät; is do' 's Allerbesti in der Welt, si' gern hab'n.“

„So? manst?“ sagte sie nachdenklich.

„Wasst's no net?“

„Na. Aber d' Pisl sagts a.“

„Is a g'scheit's Madl, d' Pisl. Jetzt aber kumm, Dirndl, sunst sind' i 'n Baum nimmer, denn 's wird gar zeitli finster.“

Die Kesi legte zögernd den Strumpf weg; er nahm sie bei der Hand und führte sie hinaus. Es dämmerte schon. Der Wald aber, der Baum, das Nest und darin das Kufuksei waren nicht weit. Auf dem Wege dahin gab der Sepp dem jagenden Dirndl ein starkes Holzschächtelchen. „Da eini thuast 's Ei; da kann 's nit brech'n, und alsdann g'schicht Dir a nix.“

Bald sind sie im Walde. Eine Eiche steht auf einer Lichtung, da halten sie.

„Dort ob'n neb'n dem groß'n Ast is 's Nest,“ sagt Sepp.

„Wia kumm i aber aufi?“

„I heb' Di schon.“

Er hob sie in die Höhe, daß sie den Ast erreichen konnte. Auf seiner Schulter stehend, von seinen Armen gestützt, konnte sie leicht das Kufuks-Ei aus dem Neste der Grasmücke nehmen, darin es lag. Einmal schrie Kesi auf — aber da lag das Ei schon wohl geborgen in der Holzschachtel und diese stak schon in der Rocktasche des Dirndl.

Bald stand die Kesi wieder auf dem Boden und nun schlugen die Beiden wieder den Heimweg ein.

Das kindische Ding konnte sich nicht enthalten, unter-

wegs das Ei noch einmal zu betrachten. Weil aber der Sepp dabei zudringlich wurde, entfiel ihr der Deckel des Schächtelchens und stürzte, da sie eben über die Brücke gingen, in den Bach. Jetzt war die Kesi sehr böse. „Bist recht dalkert, jetzt wird 's Ei z'brech'n und so kann's alsdann net sein, was D' willst.“

„Kumm nur!“ sagte der Sepp ruhig und bald darauf standen sie mutterseelenallein im Meiß'ngrab'n-Gute.

Kathlos sah das Dirndl den Sepp an. Der nahm das Ei aus der offenen, nun überflüssig gewordenen Schachtel und warf diese weg. Dann wendete er sich zu dem Mädcl:

„Wia is die G'schicht mit'n Kufuksei? Derzähl' f' guat, Dirndl, daß ma nix vergess'n und verfeh'l'n.“

„Im Rockfack muas ma 's hab'n und derf's net z'brech'n, wann ma bei sein Buab'n is, da kann an Dirndl nix g'scheg'n.“

„Na, dann is schon guat. Alsdann, Kesi, ziagst Dein Ritt'l aus.“

„Warum?“

„Wirst 's schon seg'n.“

Das dumme Mädcl that feierlich, was ihm geheiß'n wurde. Nun steckte der Bursche das Ei in den Rockfack und legte den Rock fachte auf den Tisch.

„So — da wird dem Eierl nix g'scheg'n!“ sagte er dann lustig und schlang die Arme um das ganz verblüffte Dirndl. „Und jetzt g'hörst mein, Kesi, und heut brauchst no kan Spenser, den kauf i Dir, wann mir 's nächstemal am Tanz gehn werd'n.“

„Geh, Sepp, laß mi aus — i fürcht mi do!“ seufzte die Kesi; er aber nahm sich diesmal ihre Bitte nicht zu Herzen.

*

Der Sepp kam noch oft zur Kesi, die das Kufuksei später in einer sicheren Schachtel immer mit sich herumtrug. Man konnte nie wissen, wann es nothwendig würde.

Thor, der ich war!

Thor, der ich war, und mich in Gram verzehrte,
Da ich geglaubt, daß ich Dich schwer gekränkt,
Weil ich Dich ganz und gar für mich begehrte
Und Du dazu die Augen schon gesenkt.

Ich hielt's für Scham, dies züchtige Erröthen,
Und fühlte Dir Dein Weh im Innern nach,
Und wollte mich aus Reue gar noch tödten,
Um gleich zu sühnen diese schwere Schmach.

Thor, der ich war! . . . Jetzt kenn' ich Deine Kräfte
Und weiß, daß Du durchaus nicht schuldlos bist —
Ach, wer euch Weiber doch so ganz begriffe!
Doch Das ist Eines was unmöglich ist.

Hadubrand.

Die beiden Feinde.

Von Armand Silvestre.

I.

Ich führe meine Leser diesesmal in ein Spital. Denn diesem tückischen Liebesgott ist kein Ort heilig genug. Es ist ein Spital, aus welchem der fortschrittliche Geist die Nonnen verbannt und durch weltliche Krankenpflegerinnen ersetzt hat. Frau Thomas, die Oberpflegerin, ist eine wohlzogere, sanftere Person, nahe den Vierzig, auf der Höhe ihrer vollentwickelten Reize. Da sie sich im Wittwenstande befand, erfreute sie sich überdies einer beneidenswerthen Unabhängigkeit.

Jemand ein geistreicher Schriftsteller hat einmal gesagt: „Das Weib ist die Krankheit des Mannes.“ Das ist nicht sehr galant, aber leider wahr, von Helena angefangen, um deren willen Troja in Trümmer zerfiel, bis auf unsere Tage. Auch die schöne Frau Thomas entging nicht ihrem Verhängniß. Auch ihr war die traurige Macht gegeben, den Gährstoff des Hasses und der Eifersucht in Männerherzen zu pflanzen. Herr Doktor Labegasse, erster Ordinarius im städtischen Krankenhaus zu Carcassonne, und Herr Mouilledou, Spitalsverwalter ebendasselbst, wußten manches Lied davon zu singen. Es war unmöglich, sich gegenseitig herzlicher zu verabscheuen, als diese Herren es thaten, — und zwar, nachdem sie lange Zeit die besten Freunde gewesen. Es ereignete sich, daß Beide zugleich sich in die hübsche Oberpflegerin verliebten und von diesem Augenblicke an entdeckten sie an einander die fürchterlichsten Fehler und Gebrechen. Labegasse fand Mouilledou unaußstehlich wegen seiner albernen Feierlichkeit und Gespreiztheit, worin er durchaus nicht Unrecht hatte. Mouilledou seinerseits erklärte, daß er niemals in seinem Leben einen Menschen getroffen habe, der so ungezogen wäre wie Labegasse, was ebenfalls zutreffend sein mochte. Mit der Geschicklichkeit und Listigkeit einer Rage bewegte sich Frau Thomas zwischen diesen beiden Verliebten, Beiden schmeichelnd und sie abwechselnd zur Verzweiflung bringend. Bevorzugte sie Einen von Beiden? wird man mich fragen. Ich bin aber entschlossen, auf Fragen, welche die Tugend der Frau Thomas betreffen, keine Antwort zu geben. Auch ist es mir ganz gleichgültig, welcher von Beiden in seiner Liebe glücklicher war. Thatsache ist, daß Beide fürchterlich eifersüchtig waren, und Das ist Alles, was Frau Thomas brauchte und was ich für meine Geschichte brauche. Mouilledou ermangelte

niemals, den Doktor, der sich gern auf den Demokraten hinauspielte, „Herr von Labegasse!“ zu nennen; der Doktor seinerseits, eine unverbesserliche Hegnatur, konnte an dem Spitalsverwalter niemals vorüberkommen, ohne ihn mit einem jener ungeziemenden Geräusche zu begrüßen, welche die Vorsehung parfümirt hat, damit auch die tauben Leute ihr Vergnügen haben.

Darauf beschränkte sich der Verkehr dieser beiden Männer.

Eines Tages jedoch, als der Doktor geradezu skandalös donnerte, trat der Spitalsverwalter, sonst ein sehr friedfertiger Mann, mit geballter Faust auf ihn zu und schrie ihm wüthend ins Gesicht:

— Herr von Labegasse! Wenn ich noch einmal „so was“ höre, tödte ich Sie mit einem Fußtritt wie einen Hund!

— Ich wette, daß Sie es nicht thun, gab der Doktor höhnisch zur Antwort.

II.

So verflossen vierzehn Tage, ohne daß die beiden Herren ein Wort mit einander gewechselt hätten, — es wäre denn per Telephon. Denn die Ordinations-Kanzlei, an einem Ende des Gebäudes gelegen, war mittelst Telephons mit der Administrations-Kanzlei verbunden, die am andern Ende des Spitals untergebracht war.

Der Herr Verwalter Mouilledou war eben im Zuge, ein zärtliches Gedicht an Frau Thomas zu dreheln, als die Klingel des Telephons erkante. Kaum hatte er das übliche Hallo! in den Apparat gerufen, als er heftig erröthete; es war sein Feind, der mit ihm sprechen wollte.

— Herr von Labegasse, sagte er, ich fordere Sie auf, mich in Ruhe zu lassen, wenn Sie nicht in dienstlicher Angelegenheit mit mir zu reden haben.

— Ja, ja, in dienstlicher Angelegenheit! erwiderte der Andere.

Herr Mouilledou horchte und in seinen Mienen vollzog sich eine große Umwandlung. Der arme Labegasse hatte ihm nämlich Folgendes telephonirt:

— Man muß mich sogleich ersetzen, denn ich bin im Begriff zu sterben!

— Oho, nicht übel! dachte sich Mouilledou.

— Habe schreckliche Nachrichten erhalten! Mein Vater ist entehrt, meiner Schwester wurde Gewalt angethan! Ich bin zum Selbstmorde entschlossen. Die geladene Pistolet ist in meiner Hand, aber ich will nicht aus der Welt scheiden, ohne Sie um Verzeihung gebeten zu haben.

— Er ist im Grunde kein schlechter Kerl, dachte Mouilledou.

— Ich erwarte nur Ihre Verzeihung, um loszudrücken.

— Saperlot, das ist böse! dachte sich Mouilledou. — Dann sprach er laut ins Telephon: — „Warten Sie, Unglücklicher! warten Sie noch! Der Selbstmord ist ein abscheuliches Verbrechen und eine Feigheit! Ein Soldat darf seinen Posten nicht verlassen. Labegasse! mein guter Labegasse! Lassen Sie ab von diesem fürchterlichen Entschluß. Legen Sie den Namen Ihres Vaters ab, — derselbe klingt ohnehin nicht sehr schön — und verheirathen Sie Ihre Schwester mit irgend einem alten Börsenjobber, der nichts merken wird. Alles läßt sich noch gut machen. Vergleichen kommt in den besten Familien vor. Werfen Sie die abscheuliche Pistolet weg! Warum

Professorstöchterlein.



Wie Griechen, Römer liebten : kuriose Sachen
Erzählt Dein Vater mir in mancher Stund' ;
Der Gute weiß nicht, daß wir's g'radso machen,
Daß längst ich's hab' erlernt an Deinem Mund.

Abgetrumpft.



— Darf ich diese Rose als Zeichen Ihrer Gunst betrachten, holdes Suschen?
— Ach, wenn Sie unter der Blume reden, dann nehmen Sie lieber gleich
den ganzen Korb.

sollten Sie sich tödten, Labegasse? Sie sind jung, hoffnungsvoll, im Besitze eines Diploms, das Ihnen gestattet, andere Leute zu tödten!"

Der helle Angstschweiß stand dem armen Mouilledou auf der Stirne. Auch er fühlte jetzt Gewissensbisse. Wenn Labegasse sich tödtet, wird er — Mouilledou — keine ruhige Stunde mehr haben; Labegasse's Gespenst wird ihm zur Nachtzeit erscheinen, blutig, mit durchlöcherter Stirne. Brrr! Das könnte er nicht überleben. Es bleibt ihm nichts Anderes übrig, als sich ebenfalls zu tödten. Er nahm seinen Revolver, näherte den Lauf desselben seiner Schläfe und wartete.

Am andern Ende des Telephons stunden die Dinge minder tragisch. Der elende Labegasse hatte einen Sessel bestiegen, hockte über der Sprechplatte und schien so — der Inspiration zu harren, wobei ein rohes Lächeln sein Gesicht verzerrte.

Plötzlich vernahm der Verwalter: Durr!

Er drückte auf den Hahn und wäre im nächsten Augenblick ein tochter Mann gewesen, wenn der Revolver geladen gewesen wäre.

— Tödtet mich doch mit einem Fußtritt wie einen Hund! rief die höhnische Stimme des Labegasse herüber.



aviar-Schnitten.

Se haben befohl.

Rebecka: Weißt De Aaron, was de Laite reden von Dir? Haben se genannt uns're scheene Villa de Thränenborg, weil se wäre gebaut von de Thränen von de Bauern, die De hättest abgeschlachtet.

Aaron: Laß' se reden, Rebecke, laß' se reden, se haben darfier befohl.

Von der Straße.

Herr Süßenberg sah neulich Herrn Sauerthal auf der Straße, der ihm seit drei Monaten zwanzig Mark schuldete und an diese Kleinigkeit ganz vergessen zu haben schien. Er rief ihn an: „Herr Sauerthal! Herr Sauerthal!“ Doch der Andere eilte weiter, ohne sich umzuschauen. In seinem Grimme lief der Gläubiger dem Schuldner nach und versetzte ihm mit voller Kraft einen Fußtritt in den Hintern. Aber auch Das fruchtete nichts.

— Ist Das ein schwerhöriger Kerl! sagt sich darauf Herr Süßenberg erleichtert.

*

Schneiderlogik.

Ein Schneider sagt einem seiner Kunden mit verbindlichem Lächeln:

— Ich fordere meine feinen Kunden niemals zur Zahlung auf; sie zahlen wann sie wollen.

— Ah! macht der Andere entzückt.

— Aber — fährt der Schneider fort — wenn Einer mit der Zahlung zu lange auf sich warten läßt, so denke ich mir: „Das ist kein feiner Kunde“ und — schicke ihm die Rechnung.

*

Zerstreut.

Auf dem Balle beim Minister P. steht der Professor N. an eine Säule gelehnt und denkt über die Spiralschwingungen des Aethers nach. Da sieht ihn der liebenswürdige Wirth, geht auf ihn zu und reicht ihm freundlich die Hand.

Der Professor fährt aus seinen Träumen auf, stiert den Minister an und sagt:

— Sehr gut, sehr gut; wie geht's, Herr . . . Herr? Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor und es ist mir, als hätten wir uns hier schon mal getroffen . . .

— Sehr möglich, erwidert lächelnd Seine Excellenz; mein Name ist P.

— P. . . P. . . ? Das werde ich mir merken, brummt der Professor und verstinkt wieder in den Aether.

*

Trost.

Aaron Hirschberger kommt von der Börse nach Haus und wird mit der Nachricht empfangen, daß seine junge Frau ein todt's Kind geboren habe und darüber ganz untröstlich sei. Schnell fliegt er zu ihr und bricht in die Worte aus:

— Tröste Dir, Rebecka, tröste Dir; denn Das sind de besten Kauflaite, die ainmal haben gemacht Bankerott!

Eine halbe Million Mark.

Von Chrysoptus.

Mytheer Van der Dahlen, der Chef des hochangesehenen, fabelhaft reichen Amsterdamer Hauses in Diamanten, welches auf seinen Namen firmierte, klingelte und ließ seinen Sohn Bill auf das Comptoir bescheiden. Jungheer Bill war ein draller, stämmiger Bursche voll Kraft und Lebenslust, der offenbar mit einem Fuße noch in den Flegeljahren stand. In gedrängter Kürze, wie es so seine Art war, redete der Papa folgendermaßen zu ihm:

„Du bist nun über die Schule hinaus; es ist Zeit, daß

Du ins Leben eintretest. Mach' Dich bereit, nächster Tage für ein, zwei Jahre in die weite Welt zu gehen. Bei der Gelegenheit magst Du auch dem Geschäfte Deinen ersten Dienst erweisen. Habe an unseren Committenten in London eine Partie Diamanten zu senden, die wirst Du überbringen. Zur Vorsicht weiß ich Dich nicht wirksamer zu mahnen, als wenn ich Dir sage, daß die Juwelen etwas über eine halbe Million Reichsmark werth sind. Morgen wird Dir der Kassier Deine Creditbriefe ausgefertigt haben. Adieu!"

Jungheer Bill verlebte die nächsten Tage in sieberhafter Aufregung. Nach Jahren strenger häuslicher Zucht sollte er nun zum ersten Male aller Beaufsichtigung ledig, sein freier, eigener Herr, in die Welt, ins Leben hinaustreten! Tausend unbestimmte Hoffnungen und Erwartungen, tausend Ahnungen von Erlebnissen der abenteuerlichsten Art irllichterten wirr und gaukelnd und sprühend in Kopf und Brust des jungen Mannes. Er erlangte sein seelisches Gleichgewicht einigermaßen erst wieder, als er vom Deck eines stattlichen Dampfers der Steam-Ship-Company den heimathlichen Gestaden den letzten Scheidegruß zuwinkte.

*

Sein erstes Abenteuer trat dem jungen Dahlen in recht anmuthender Gestalt entgegen. An der Deckgalerie auf der Leeseite des Schiffes stand eine Frauengestalt, in grazioser Pose halb über die Brüstung gebeugt, das verschleierte Gesicht seewärts gewendet. Was die ungesuchte und doch überaus vortheilhaft gewählte Stellung von Büste, Taille und Hüfte sehen ließ, trat als ein Akkord schöngeschwungener Linien in die Erscheinung. Bills lebhafteste Phantasie hatte sich im Augenblicke das vollendete Bild der jungen Dame konstruirt und der leichte Windstoß, welcher in demselben Momente über See und Deck dahersetzte, hatte durchaus nicht die Wirkung, dieses Bild Lügen zu strafen. Die frische Brise machte mit den zarten Mousse- lins und Battisten, welche die untere Takelage der jungen Dame umkleideten, wenig Umschweife und enthüllte mit einem einzigen, indiscreten Wehen — Dinge, welche die von oben empfangenen Eindrücke vollkommen harmonisch ergänzten. Und als die Dame sich erschrocken herumwendete, um die aufgeschüttelten Wogen ihres Costumes wieder zu glätten, da flatterte die leichte Wolke des azurblauen Schleiers, welcher ihr Gesicht verdeckte, zur Seite und unter dem davon geblasenen Wälkchen trat strahlend, in holdem Purpurschein leuchtend, eine Sonne hervor, deren erster Strahl schon genügte, das leichtempfindliche Herz Bills bis in die tiefsten Tiefen hinein zu durchwärmen.

*

Sie hieß Minchen und war eine deutsche Jungfrau. Das Beiwort ward durch ihr himmlisch blaues Auge, die reiche Fluth ihres goldblonden Haares und den Wohlklang ihrer Aussprache bekundet; wer an dem Hauptworte hätte zweifeln wollen, den würde Bills nervige Faust an der Kravatte gefaßt und ohne weiteres über Bord geworfen haben. Der Zufall ist ein geschickter Gelegenheitsmacher. Auf der „Adventure“ führte der Zufall den dienstlichen Titel „Stewart“ und er wußte es — nach einer kurzen Unterredung mit der blonden deutschen Jungfrau — zu fügen, daß Minchen und Bill an der Mittagstafel Stuhl an Stuhl zu sitzen, bei der Bequartierung in zwei Wand an Wand gelegenen Kabinen zu wohnen kamen. Und so ein Schiffsdeck ist auch ein ganz eigenthümliches Terrain, wie eigens angelegt zur Pflege holder, discreter Minne; da ragen Pavillons und Treppenhäuschen aus den Planken des Bodens hervor; Schiffstau und Ketten, zu säulenförmigen Stößen gewunden, thürmen sich allenthalben auf, so daß die verschämte Liebe auf Schritt und Tritt lauschige Verstecke findet, wo sie vor unberufenen Augen geschirmt sich freuen mag des herrlichen Ausblickes auf die offene See und des noch herrlicheren auf das Augenpaar, in welchem „der Himmel offen liegt“, wo das Pärchen unbeirrt aussprechen, oder sonst-

wie durch die verschiedenen Kunstgriffe der Liebenden ausdrücken mag, was ihm so seltsam die Seele bewegt.

Minchen und Bill müßten nicht im blühenden Lenze des Lebens gestanden haben, wenn sie so mannigfacher Gelegenheit hätten geflüchtlich aus dem Wege gehen sollen. Entschiedene Aversion gegen dieses Winkelwerk hatte nur die alte Duenna, in deren Begleitung Minchen reiste und die sich nunmehr den ganzen Tag über „dienstfrei“ machte. Am Mittag nach der Einschiffung hatten sie eben das eigentlich ganz überflüssige Geständniß mündlich getauscht und besiegelt, daß sie einander liebten. Am Abende dieses ersten Reisetages wußte Bill, daß Minchen zum Besuche von Verwandten nach London reise. Minchen dagegen wußte, daß Bill gleichfalls nach London reise, und zwar um einen Geschäftsfreund seines Vaters zu besuchen, dem er wundervolle Diamanten im Werthe von einer halben Million Mark zu überbringen habe; daß er sodann den Wünschen seines Papas gemäß eine große Rundreise durch Europa machen solle, daß er Das aber in keinem Falle thun werde, wenn er es nicht für ewig mit Minchen vereint thun könne.

Die Ueberfahrt sollte drei Tage dauern. Eines ist in der Geschichte dieser drei Tage niemals recht klar geworden. Bill trug die Diamanten, welche er nach London zu überbringen hatte, in einem eigens zu diesem Zwecke gefertigten, mit einer eigenartig konstruirten Sicherheitschloße versehenen, weichgefüllten Ledergut verwahrt, den er unter der Wäsche um den bloßen Leib gelegt hatte. Solche Vorsicht ist bei einem Gute von so hohem Werthe ganz erklärlich; dagegen bleibt es ganz unerklärlich, woher Minchen von diesem intimen Aufbewahrungs-orte der strahlenden halben Million Kenntniß hatte, wie und wo und wann ihr Gelegenheit geworden, selbst den Mechanismus des sinnreichen Verschlusses mit ihren Rosenfingern spielend zu erproben?

Im Uebrigen verflogen die Tage himmlisch und rasch. Die Unterkußt auf dem Schiffe ließ kaum etwas zu wünschen übrig; die Kabinen waren zwar klein, indessen:

Kaum ist in der kleinsten Hütte . . .

*

Es war dunkler Abend geworden, als die „Adventure“ am dritten Reisetage unterhalb der Londonbrücke anlegte. Bill und Minchen betraten die brittische Metropole mit einem fertigen Programm, welches vorläufig ihre Zeiteintheilung bis zum nächsten Morgen feststellte. Sie schritten an die Ausführung desselben, indem sie nach einem nahegelegenen, komfortablen Hôtel fuhren und daselbst ein allerliebstes kleines Appartement bezogen. Eine Stunde später knallte im Salon der erste Champagnerpfropfen. Das Souper zog sich in die Länge und nach demselben arrangirte man in dem anstoßenden Kabinett ein kleines Gesellschaftsspiel zu Zweien, welches mit seinen immer neuen und wechselvollen, aber stets gleich anregenden Situationen und Variationen bis in die späten Nachmittagsstunden hinein wahrte. Da fühlte sich Bill ein wenig abgesspannt und ermattet. Die Ueberfahrt und ihre, dem jungen Menschen völlig ungewohnten Abenteuer hatten ihn eben einigermaßen angegriffen.

„Noch ein Glas Champagner, mein Theurer, sagte Minchen; Das wird Dich erquickern und dann sollst Du einen langen kräftigenden Schlaf thun.“

Sie glitt von seiner Seite, warf zur Nothdurft ein Peignoir um und eilte selber in den Salon hinaus, die Flasche zu holen, welche dort noch unentfaltet im Kühleimer stand. Die Becher klangen zum letzten Male zu einem fröhlichen „Gute Nacht, schlaf wohl!“ zusammen. Bill sank in die Kissen zurück und war im nächsten Momente tief eingeschlafen.

Als er erwachte, schien die helle Nachmittagssonne zu den Fenstern herein, trotzdem aber fühlte sich Bill so wirr und wüßte, wie gerädert. Er mußte sich erst mühsam sammeln, um sich auf irgend etwas besinnen zu können; das letzte Glas Champagner, das mußte es ihm angethan haben. Uebrigens

war die erste Wahrnehmung, welche ihm zum Bewußtsein gelangte, die, daß er im Schlafzimmer — allein sei. Der herbeigeklingelte Gargon machte die Meldung, Madame habe schon früh Morgens das Hôtel mit der Weisung verlassen, den Herrn, der von der Reise sehr ermüdet sei, nicht zu stören, bis sie wiederkomme. Bisher sei sie noch nicht zurückgekehrt. Bill war verdrießlich, daß er ihren Morgengruß entbehren müsse; er legte sich wieder zurück, dehnte sich im Bette und dabei machte er eine zweite Wahrnehmung: Er trug den kostbaren Ledergürt, den er nie abzulegen pflegte, nicht mehr um den Leib . . .

(Ein Schlafartikel folgt.)



An Katharine.

Lieb', auf abendrothen Schwingen
Kam die duft'ge Nacht gezogen,
Wie auf tausend Schmetterlingen
Kam ich liebend hergeflogen.

Ach! Katharina, Katharine,
Oeffne Deine blau' Gardine!

Lieb', an rosenrothen Lippen
Hab' ich Gluthen eingesogen,
Ewig wär' ich gern geblieben,
Nacht war viel zu schnell verflogen,

Ach! Katharina, Katharine,
Sinter Deiner blau'n Gardine!

Lieb', auf morgenrothen Schwingen
Kam der junge Tag geflogen
Und der frechen Vögel Singen
Hat mich grausam weggezogen.

Ach! Katharina, Katharine,
Schließe Deine blau' Gardine.

W. v. H.

Die Schwestern Rondoli. (5)

Novelle von Guy de Maupassant.

Am dritten Tage sagte mir Paul: „Mein Lieber, ich lasse Dich im Stich. Ich habe keine Lust, drei Wochen lang Deiner Liebelei mit dieser Meze zuzuschauen.“

Ich war verlegen, denn zu meiner eigenen Ueberraschung mußte ich die Wahrnehmung machen, daß ich in seltsamer Weise an Francesca hing. Der Mann ist schwach und albern, läßt sich durch ein Nichts fortreißen, und ist feige, wenn seine Sinne erregt oder gebändigt sind. Ja, ich hing an diesem Mädchen, das ich nicht kannte, an diesem schweigsamen, stets verdrossenen Mädchen. Das geheimnißvolle Band der unersättlichen sinnlichen Begierde hielt mich bei ihr fest. Ich sagte Dies Paul freimüthig. Er nannte mich einen Einfaltspinsel; dann sagte er: „Wohl denn; nimm sie mit!“

Allein, sie weigerte sich hartnäckig, Genua zu verlassen und weigerte sich auch, den Grund anzugeben. Alle meine Bitten und Versprechungen waren nutzlos.

So blieb ich denn.

Paul erklärte, er werde allein reisen; er packte auch seinen Koffer, aber er blieb.

So verflossen zwei Wochen. Immer schweigsam und verdrossen lebte Francesca an meiner Seite dahin, alle meine Bitten, Begehren, Versprechungen und Vorschläge mit ihrem ewigen „Mica“ oder „Che mi fa“ beantwortend.

Paul wüthete; allein ich hatte auf alle seine Vorwürfe immer nur eine und dieselbe Antwort: „Du kannst abreisen, wenn Du Dich langweilst; ich halte Dich nicht zurück.“

„Wohin soll ich jetzt gehen?“ rief er dann wüthend. „Wir haben drei Wochen zu unserer Verfügung; davon sind fünfzehn Tage um Jetzt kann ich die Reise nimmer fortsetzen. Es wäre mir nicht eingefallen, allein nach Venedig, Florenz, Rom zu reisen. Doch, Du sollst mir Das entgelten.“

„So geh' nach Paris zurück.“

„Das werde ich morgen thun.“

Aber er blieb und fuhr fort zu wettern und zu fluchen.

Man kannte uns jetzt schon in allen Straßen, wo wir den ganzen Tag umherirrten. Wenn uns Landsleute trafen, wandten sie sich um, ganz erstaunt darüber, uns in Gesellschaft dieser verdächtig aussehenden Frauensperson zu finden. Auf meinen Arm gestützt ging sie einher, auf nichts achtend. Warum blieb sie mit mir, mit uns, die wir ihr so wenig Kurzweil zu bieten schienen? Wer war sie? woher kam sie? was trieb sie? Hatte sie irgend einen Plan? eine Idee? Oder lebte sie vom Zufall? von heut' auf morgen? Je länger ich sie kannte, desto mehr war ich über ihr räthselhaftes Wesen erstaunt. Gewiß, sie war keine Dirne, deren Geschäft die Liebe ist. Sie schien mir eine Tochter armer Leute, durch Jemanden entführt und dann im Stich gelassen. Aber was wollte sie anfangen? was erwartete sie? Denn sie gab sich keine Mühe, mich zu erobern, oder irgendwelche Vortheile aus mir zu ziehen.

Ich versuchte sie über ihre Kindheit, über ihre Eltern auszufragen, aber sie antwortete nicht. Es verflossen weitere acht Tage. Meine Reisefrist ging bald zu Ende, denn ich sollte am eilften Juli wieder in Paris sein. Ich ersann allerlei Ver-

gnügungen, Zerstreuungen und Spazierfahrten, um Francesca und Paul zu unterhalten; ich gab mir deswegen sehr viel Mühe.

Eines Tages schlug ich ihnen einen Ausflug nach Santa Margherita vor. Das mitten unter Gärten gelegene Städtchen verbirgt sich am Fuße eines Gebirges, das sich in der Ferne bis ans Meer, zum Dorfe Portofino hinzieht. Wir folgten dem wunderbaren Wege, der am Berg entlang läuft. Plötzlich sagte Francesca: „Morgen werde ich nicht mit Ihnen spazieren gehen können, denn ich werde meine Verwandten besuchen.“

Mehr sagte sie nicht und ich fragte sie nicht, weil ich bestimmt wußte, daß sie nicht antworten würde.

In der That stand sie am folgenden Morgen früh auf. Da ich im Bette blieb, setzte sie sich auf den Bettrand und sagte in zögerndem, verlegenem Tone: „Werden Sie mich aufsuchen, wenn ich am Abend nicht zurückgekehrt sein sollte?“

„Gewiß! Wohin muß ich gehen?“

Sie erklärte: „Sie gehen in die Straße Viktor-Emanuel, dann durch die Falken-Gasse in die St. Nikolaus-Gasse; dort betreten Sie das Haus des Möbelschmieds, wenden sich nach dem im Hintergrunde des Hofes rechts stehenden Gebäude und fragen nach Frau Rondoli.“

Darauf ging sie fort, mich ganz überrascht zurücklassend.

Als Paul mich allein sah, rief er verblüfft: „Wo ist Francesca?“ Und ich erzählte ihm das Geschehene.

„Nun wohl, mein Lieber, nütze die Gelegenheit und laß uns abfahren. Unsere Zeit geht ohnehin zu Ende. Zwei Tage mehr oder weniger machen keinen Unterschied. Packe die Koffer, vorwärts!“

Ich weigerte mich.

„Nein, mein Lieber, ich kann dieses Mädchen nicht so im Stich lassen, nachdem ich fast drei Wochen mit ihr zugebracht habe. Ich muß ihr Lebewohl sagen, muß ihr irgend ein Geschenk machen. Ich kann mich doch nicht wie ein Schmutzian benehmen.“

Er wollte nichts hören, drang in mich und quälte mich. Aber ich gab nicht nach.

Tagsüber ging ich nicht aus; ich erwartete die Rückkehr Francesca's, aber sie kam nicht.

Beim Diner rief Paul mit triumphirender Miene: „Sie hat Dich verlassen, mein Lieber! Das ist drollig genug!“

Ich war verlegen; er aber fuhr fort:

„Wie lange willst Du sie erwarten? Vielleicht wirst Du gar so naiv sein, sie unter der angegebenen Adresse zu suchen! . . . Bitte, wohnt hier Madame Rondoli? — Nein, mein Herr; es muß anderswo sein. — Ich wette, Du willst sie auffuchen!“

„Nein; wenn sie morgen Früh nicht zurück ist, reise ich mit dem Expresszug um acht Uhr ab.“

Ich verbrachte den Abend nervös und traurig; ich fühlte, daß sie mir nicht mehr ganz gleichgiltig sei. Um Mitternacht ging ich zu Bett, aber ich schlief nur wenig.

Um sechs Uhr war ich auf den Beinen. Ich weckte Paul; wir packten unsere Koffer und reisten nach Frankreich ab.

III.

Im nächsten Jahre zur selben Zeit geschah es, daß ich wieder, wie von einem periodischen Fieber, von dem Verlangen erfaßt wurde, Italien zu besuchen. Ich beschloß ohne Säumen, diese Reise zu machen, denn die Besichtigung von Venedig, Florenz, Rom gehört mit zur Erziehung eines wohlgezogenen Mannes. Man ist in der Lage, in Gesellschaften Ansichten über Kunst zum Ausdruck zu bringen, die für das Resultat eines tiefen Studiums gehalten werden.

Diesesmal reiste ich allein und ich traf in Genua zur selben Stunde ein wie im vorigen Jahre, aber ohne jedes Reiseabenteuer. Ich übernachtete in demselben Hôtel und bekam zufällig dasselbe Zimmer.

Doch kaum war ich ins Bett gestiegen, als die Erinnerung an Francesca, die mich schon seit gestern umschwebte, mich mit seltsamer Beharrlichkeit gefangen nahm.

Kennst Du, lieber Leser, das Gefühl, wie die Erinnerung an ein Weib noch nach langer Zeit sich unwiderstehlich Deiner bemächtigt, wenn Du an den Ort zurückgekehrt bist, wo Du sie einst geliebt und besessen? Es ist eine der heftigsten und schmerzlichsten Empfindungen. Es dünkt uns, als müßte sie jeden Augenblick eintreten, uns zulächeln, uns die Arme öffnen. Hütet Euch, die Stadt, das Haus, das Zimmer, den Garten wiederzusehen, wo ihr ein geliebtes Weib in den Armen gehalten!

Die ganze Nacht verfolgte mich die Erinnerung an Francesca; ein glühendes Verlangen, sie wiederzusehen, bemächtigte sich meiner und ich beschloß, den nächsten Tag in Genua zu bleiben und zu trachten sie wiederzusehen. Wenn es mir nicht gelingen sollte, werde ich Abends weiterreisen.

Am Morgen machte ich mich auf die Suche nach ihr. Ich erinnerte mich ganz genau der Adresse, die sie mir gegeben hatte und fand ohne Mühe hin. Es war eine Art baufälliger Hütte, an deren Thüre ich anklopfte. Ein dickes Weib öffnete mir, das einst sehr schön gewesen sein mochte, jetzt aber nur sehr schmutzig war. Die ungekämmten Haare fielen in Strähnen auf die Stirne und auf die Schultern herab; man sah in einem weiten, schmutzigen Schlafrock ihren dicken, runden Körper schwimmen. Am Halse trug sie eine dicke, vergoldete Kette, an den Handgelenken schöne Armbänder in genuinischer Filigranarbeit.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie in unfreundlichem Tone.

„Wohnt hier Fräulein Francesca Rondoli?“

„Was wollen Sie von ihr?“

„Ich hatte im vorigen Jahre das Vergnügen, sie zu treffen, und möchte sie wiedersehen.“

Die Alte betrachtete mich mißtrauisch und fragte dann:

„Wo haben Sie sie getroffen?“

„Hier in Genua.“

„Wie heißen Sie?“

Ich zögerte einen Augenblick, dann nannte ich ihr meinen Namen. Kaum hatte ich ihn ausgesprochen, als die Italienerin die Arme erhob, als ob sie mich umarmen wollte. „Ach, Sie sind der Franzose! Wie freue ich mich, Sie zu sehen! Sie haben meiner Kleinen viel Kummer verursacht. Sie hat einen

war die erste Wahrnehmung, welche ihm zum Bewußtsein gelangte, die, daß er im Schlafzimmer — allein sei. Der herbeigeklingelte Garçon machte die Meldung, Madame habe schon früh Morgens das Hôtel mit der Weisung verlassen, den Herrn, der von der Reise sehr ermüdet sei, nicht zu stören, bis sie wiederkomme. Bis her sei sie noch nicht zurückgekehrt. Bill war verdrießlich, daß er ihren Morgengruß entbehren müsse; er legte sich wieder zurück, dehnte sich im Bette und dabei machte er eine zweite Wahrnehmung: Er trug den kostbaren Ledergürt, den er nie abzulegen pflegte, nicht mehr um den Leib . . .

(Ein Schlafartikel folgt.)



An Katharine.

Lieb', auf abendrothen Schwingen
Kam die duft'ge Nacht gezogen,
Wie auf tausend Schmetterlingen
Kam ich liebend hergeflogen.

Ach! Katharina, Katharine,
Oeffne Deine blau' Gardine!

Lieb', an rosenrothen Lippen
Hab' ich Gluthen eingeflogen,
Ewig wär' ich gern geblieben,
Nacht war viel zu schnell verflogen,

Ach! Katharina, Katharine,
Sinter Deiner blau'n Gardine!

Lieb', auf morgenrothen Schwingen
Kam der junge Tag geflogen
Und der frechen Vögel Singen
Hat mich grausam weggezogen.

Ach! Katharina, Katharine,
Schließe Deine blau' Gardine.

W. v. H.

Die Schwestern Rondoli. (5)

Novelle von Eug de Maupassant.

Am dritten Tage sagte mir Paul: „Mein Lieber, ich lasse Dich im Stich. Ich habe keine Lust, drei Wochen lang Deiner Liebelei mit dieser Meze zuzuschauen.“

Ich war verlegen, denn zu meiner eigenen Ueberraschung mußte ich die Wahrnehmung machen, daß ich in seltsamer Weise an Francesca hing. Der Mann ist schwach und albern, läßt sich durch ein Nichts fortreißen, und ist feige, wenn seine Sinne erregt oder gebändigt sind. Ja, ich hing an diesem Mädchen, das ich nicht kannte, an diesem schweigsamen, stets verdrossenen Mädchen. Das geheimnißvolle Band der unerfülllichen sinnlichen Begierde hielt mich bei ihr fest. Ich sagte Dies Paul freimüthig. Er nannte mich einen Einfaltspinsel; dann sagte er: „Wohl denn; nimm sie mit!“

Allein, sie weigerte sich hartnäckig, Genua zu verlassen und weigerte sich auch, den Grund anzugeben. Alle meine Bitten und Versprechungen waren nutzlos.

So blieb ich denn.

Paul erklärte, er werde allein reisen; er packte auch seinen Koffer, aber er blieb.

So verflossen zwei Wochen. Immer schweigsam und verdrossen lebte Francesca an meiner Seite dahin, alle meine Bitten, Begehren, Versprechungen und Vorschläge mit ihrem ewigen „Mica“ oder „Che mi fa“ beantwortend.

Paul wüthete; allein ich hatte auf alle seine Vorwürfe immer nur eine und dieselbe Antwort: „Du kannst abreisen, wenn Du Dich langweilst; ich halte Dich nicht zurück.“

„Wohin soll ich jetzt gehen?“ rief er dann wüthend. „Wir haben drei Wochen zu unserer Verfügung; davon sind fünfzehn Tage um Jetzt kann ich die Reise nimmer fortsetzen. Es wäre mir nicht eingefallen, allein nach Venedig, Florenz, Rom zu reisen. Doch, Du sollst mir Das entgelten.“

„So geh' nach Paris zurück.“

„Das werde ich morgen thun.“

Aber er blieb und fuhr fort zu wettern und zu fluchen.

Man kannte uns jetzt schon in allen Straßen, wo wir den ganzen Tag umherirrten. Wenn uns Landsleute trafen, wandten sie sich um, ganz erstaunt darüber, uns in Gesellschaft dieser verdächtig aussehenden Frauensperson zu finden. Auf meinen Arm gestützt ging sie einher, auf nichts achtend. Warum blieb sie mit mir, mit uns, die wir ihr so wenig Kurzweil zu bieten schienen? Wer war sie? woher kam sie? was trieb sie? Hatte sie irgend einen Plan? eine Idee? Oder lebte sie vom Zufall? von heut' auf morgen? Je länger ich sie kannte, desto mehr war ich über ihr räthselhaftes Wesen erstaunt. Gewiß, sie war keine Dirne, deren Geschäft die Liebe ist. Sie schien mir eine Tochter armer Leute, durch Jemanden entführt und dann im Stich gelassen. Aber was wollte sie anfangen? was erwartete sie? Denn sie gab sich keine Mühe, mich zu erobern, oder irgendwelche Vortheile aus mir zu ziehen.

Ich versuchte sie über ihre Kindheit, über ihre Eltern auszufragen, aber sie antwortete nicht. Es verflossen weitere acht Tage. Meine Reisefrist ging bald zu Ende, denn ich sollte am eilften Juli wieder in Paris sein. Ich ersann allerlei Ver-

Monat auf Sie gewartet; jawohl, einen vollen Monat! Am ersten Tage glaubte sie, Sie würden sie auffuchen. Sie wollte sehen, ob Sie sie wirklich lieben. Wenn Sie wüßten, wie sie geweint hat, als sie einsah, daß Sie nimmer kommen würden! Dann ging sie ins Hôtel, — Sie waren fort. Sie glaubte, Sie machen Ihre Italienreise und würden dann nach Genua zurückkehren und sie auf der Rückreise wieder auffuchen, weil sie nicht mit Ihnen hatte reisen wollen. Und sie hat gewartet, mein Herr; länger als einen Monat hat sie gewartet. Und sie war traurig, sehr traurig. Ich bin ihre Mutter.“

Ich gerieth ein wenig aus der Fassung; doch gewann ich meine Ruhe bald wieder und fragte:

„Ist sie jetzt hier?“

„Nein, mein Herr; sie ist mit einem Maler nach Paris gegangen; mit einem charmanten jungen Manne, der sie sehr liebt und ihr Alles gibt, was sie will. Schauen Sie die Sachen, die sie mir, ihrer Mutter, gesendet hat! Das ist hübsch, nicht wahr?“

Sie zeigte mir mit echt südlicher Lebhaftigkeit ihre dicken Armbänder und die schwere Halskette, und fügte hinzu: „Ich habe auch zwei Ohrgehänge mit Steinen und ein seidenes Kleid und Ringe. Aber ich trage sie nicht am Morgen; ich lege sie erst später an, wenn ich Toilette mache. Oh, meine Tochter ist sehr glücklich! Sie wird sich sehr freuen, wenn sie erfahren wird, daß Sie hier waren und sie gesucht haben. Aber treten Sie doch ein, mein Herr, und setzen Sie sich. Wollen Sie nicht eine Erfrischung bei uns nehmen?“

Ich lehnte ab, weil ich mit dem nächsten Zuge abzureisen gedachte. Allein, die Alte hatte mich am Arme gefaßt und zog mich ins Zimmer, indem sie sagte: „Treten Sie ein, mein Herr; ich will ihr doch sagen können, daß Sie da waren.“

Ich trat in ein kleines, ziemlich dunkles Zimmer, das mit einem Tische und mehreren Sesseln möblirt war.

Die Alte fuhr fort:

„Oh, sie ist jetzt sehr glücklich! Als Sie sie auf der Eisenbahn trafen, hatte sie einen schweren Kummer. Ihr Liebster hatte sie in Marseille verlassen und die arme Kleine war auf der Heimreise begriffen. Sie hatte Sie sogleich liebgewonnen, aber sie war noch ein wenig traurig; Sie werden Das begreifen. Jetzt fehlt ihr nichts. Sie berichtet mir über Alles. Er heißt Herr Bellemín. Man sagt, er gelte in Ihrem Lande für einen großen Maler. Er hat sie hier in der Straße gesehen und sich sogleich in sie verliebt. Trinken Sie ein Gläschen Likör; er ist recht gut. Sind Sie diesmal allein?“

„Ja, ganz allein.“

Ich ward durch die ganze Erscheinung dieser Alten allmählig heiter gestimmt und trank ein Gläschen Likör. Frau Rondoli aber fuhr fort:

„Wirklich? ganz allein? Oh, wie leid thut es mir, daß Francesca nicht da ist! Sie würde Ihnen während Ihres hiesigen Aufenthaltes Gesellschaft geleistet haben. Es ist nicht angenehm, allein spazieren zu gehen; sie wird sehr bedauern.“

Ich erhob mich, um zu gehen, da rief sie:

„Wenn Sie wollen, geht Carlotta mit Ihnen; sie kennt

sehr gut die Promenaden. Carlotta ist meine andere Tochter, die zweite.“

Sie hielt meine Verblüffung ohne Zweifel für Zustimmung, eilte zu einer Thüre und rief in eine Art dunklen Corridors hinein: „Carlotta, Carlotta! Mein süßes Töchterchen, komm schnell hierher!“

Ich wollte widersprechen; allein sie ließ sich von ihrem Vorhaben nicht abbringen.

„Nein; sie wird Ihnen Gesellschaft leisten; sie ist von sanfter Gemüthsart und viel heiterer als die andere. Sie ist ein gutes Kind, das ich sehr liebe.“

Ich hörte jetzt Pantoffelsohlen klappern und bald erschien ein großes Mädchen, braun, schlank und hübsch, aber ungekämmt wie ihre Mutter.

Frau Rondoli unterrichtete sie sogleich von der Sachlage.

„Das ist Francesca's Franzose vom vorigen Jahr; Du weißt ja. Er kam, um sie zu besuchen; er ist ganz allein, der arme Herr. Ich sagte ihm, Du würdest mit ihm gehen, um ihm Gesellschaft zu leisten.“

Carlotta schaute mich mit ihren schönen braunen Augen an und murmelte mit einem Lächeln: „Ich bin bereit, wenn der Herr will.“

„Ja, ich will“ sagte ich.

Frau Rondoli drängte ihre Tochter hinaus: „Geh! Dich ankleiden; rasch, rasch! Du wirst Dein blaues Kleid anziehen und den Hut mit den Blumen aufsetzen.“

Als ihre Tochter das Zimmer verlassen hatte, erklärte sie mir: „Ich habe noch zwei Töchter, aber diese sind noch klein. Vier Kinder zu erziehen, das kostet viel! Glücklicherweise ist die älteste nunmehr versorgt.“

Dann erzählte sie mir von ihrem Leben, von ihrem Manne, der als Eisenbahnbediensteter umgekommen war, und von den Eigenschaften ihrer Tochter Carlotta.

Diese erschien bald, ebenso gekleidet, wie im vorigen Jahre ihre ältere Schwester, in derselben auffälligen und grellen Weise.

Ihre Mutter betrachtete sie mit prüfenden Blicken, fand sie in Ordnung und sprach: „Gehet jetzt, meine Kinder! Kommt nicht nach zehn Uhr heim, Carlotta; Du weißt, daß das Hausthor geschlossen wird.“

„Fürchte nichts, Mutter.“

Sie nahm meinen Arm und dann wandelte ich mit ihr durch die Straßen von Genua, wie im vorigen Jahre mit ihrer Schwester.

Ich frühstückte mit ihr in meinem Hôtel, dann machte ich mit ihr den Spaziergang nach Santa Margherita, so wie im vorigen Jahre mit Francesca.

Und am Abend ging sie nicht nach Hause, obgleich das Hausthor um zehn Uhr geschlossen ward.

Während der zwei Wochen, über die ich verfügte, führte ich Carlotta in der Umgegend von Genua spazieren und sie ließ mich an Francesca vergessen.

Bis ich wieder nach Italien gehe, sind die anderen Töchter von Madame Rondoli vielleicht schon herangewachsen . . .

© r d e.

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Administration: Budapest, Batvanergasse 2.

Verlag der Buchhandlung Gustav Grimm in Budapest.

gnügungen, Zerstreuungen und Spazierfahrten, um Francesca und Paul zu unterhalten; ich gab mir deswegen sehr viel Mühe.

Eines Tages schlug ich ihnen einen Ausflug nach Santa Margherita vor. Das mitten unter Gärten gelegene Städtchen verbirgt sich am Fuße eines Gebirges, das sich in der Ferne bis ans Meer, zum Dorfe Portofino hinzieht. Wir folgten dem wunderbaren Wege, der am Berg entlang läuft. Plötzlich sagte Francesca: „Morgen werde ich nicht mit Ihnen spazieren gehen können, denn ich werde meine Verwandten besuchen.“

Mehr sagte sie nicht und ich fragte sie nicht, weil ich bestimmt wußte, daß sie nicht antworten würde.

In der That stand sie am folgenden Morgen früh auf. Da ich im Bette blieb, setzte sie sich auf den Bettrand und sagte in zögerndem, verlegenem Tone: „Werden Sie mich aufsuchen, wenn ich am Abend nicht zurückgekehrt sein sollte?“

„Gewiß! Wohin muß ich gehen?“

Sie erklärte: „Sie gehen in die Straße Viktor-Emanuel, dann durch die Falken-Gasse in die St.-Rafaels-Gasse; dort betreten Sie das Haus des Möbelhändlers, wenden sich nach dem im Hintergrunde des Hofes rechts stehenden Gebäude und fragen nach Frau Rondoli.“

Darauf ging sie fort, mich ganz überrascht zurücklassend.

Als Paul mich allein sah, rief er verblüfft: „Wo ist Francesca?“ Und ich erzählte ihm das Geschehene.

„Nun wohl, mein Lieber, nütze die Gelegenheit und laß uns abfahren. Unsere Zeit geht ohnehin zu Ende. Zwei Tage mehr oder weniger machen keinen Unterschied. Packe die Koffer, vorwärts!“

Ich weigerte mich.

„Nein, mein Lieber, ich kann dieses Mädchen nicht so im Stich lassen, nachdem ich fast drei Wochen mit ihr zugebracht habe. Ich muß ihr Lebewohl sagen, muß ihr irgend ein Geschenk machen. Ich kann mich doch nicht wie ein Schmutzian benehmen.“

Er wollte nichts hören, drang in mich und quälte mich. Aber ich gab nicht nach.

Tagsüber ging ich nicht aus; ich erwartete die Rückkehr Francesca's, aber sie kam nicht.

Beim Diner rief Paul mit triumphirender Miene: „Sie hat Dich verlassen, mein Lieber! Das ist drollig genug!“

Ich war verlegen; er aber fuhr fort:

„Wie lange willst Du sie erwarten? Vielleicht wirst Du gar so naiv sein, sie unter der angegebenen Adresse zu suchen!

Bitte, wohnt hier Madame Rondoli? — Nein, mein Herr; es muß anderswo sein. — Ich wette, Du willst sie auffuchen!“

„Nein; wenn sie morgen Früh nicht zurück ist, reise ich mit dem Expresszug um acht Uhr ab.“

Ich verbrachte den Abend nervös und traurig; ich fühlte, daß sie mir nicht mehr ganz gleichgiltig sei. Um Mitternacht ging ich zu Bett, aber ich schlief nur wenig.

Um sechs Uhr war ich auf den Beinen. Ich weckte Paul; wir packten unsere Koffer und reisten nach Frankreich ab.

III.

Im nächsten Jahre zur selben Zeit geschah es, daß ich wieder, wie von einem periodischen Fieber, von dem Verlangen erfaßt wurde, Italien zu besuchen. Ich beschloß ohne Säumen, diese Reise zu machen, denn die Besichtigung von Venedig, Florenz, Rom gehört mit zur Erziehung eines wohlgezogenen Mannes. Man ist in der Lage, in Gesellschaften Ansichten über Kunst zum Ausdruck zu bringen, die für das Resultat eines tiefen Studiums gehalten werden.

Diesesmal reiste ich allein und ich traf in Genua zur selben Stunde ein wie im vorigen Jahre, aber ohne jedes Reiseabenteuer. Ich übernachtete in demselben Hôtel und bekam zufällig dasselbe Zimmer.

Doch kaum war ich ins Bett gestiegen, als die Erinnerung an Francesca, die mich schon seit gestern umschwebte, mich mit seltsamer Beharrlichkeit gefangen nahm.

Kennst Du, lieber Leser, das Gefühl, wie die Erinnerung an ein Weib noch nach langer Zeit sich unwiderstehlich Deiner bemächtigt, wenn Du an den Ort zurückgekehrt bist, wo Du sie einst geliebt und besessen? Es ist eine der heftigsten und schmerzlichsten Empfindungen. Es dünkt uns, als müßte sie jeden Augenblick eintreten, uns zulächeln, uns die Arme öffnen. Hütet Euch, die Stadt, das Haus, das Zimmer, den Garten wiederzusehen, wo ihr ein geliebtes Weib in den Armen gehalten!

Die ganze Nacht verfolgte mich die Erinnerung an Francesca; ein glühendes Verlangen, sie wiederzusehen, bemächtigte sich meiner und ich beschloß, den nächsten Tag in Genua zu bleiben und zu trachten sie wiederzusehen. Wenn es mir nicht gelingen sollte, werde ich Abends weiterreisen.

Am Morgen machte ich mich auf die Suche nach ihr. Ich erinnerte mich ganz genau der Adresse, die sie mir gegeben hatte und fand ohne Mühe hin. Es war eine Art baufälliger Hütte, an deren Thüre ich anklopfte. Ein dickes Weib öffnete mir, das einst sehr schön gewesen sein mochte, jetzt aber nur sehr schmutzig war. Die ungekämmten Haare fielen in Strähnen auf die Stirne und auf die Schultern herab; man sah in einem weiten, schmutzigen Schlafrock ihren dicken, runden Körper schwimmen. Am Halse trug sie eine dicke, vergoldete Kette, an den Handgelenken schöne Armbänder in genuinischer Filigranarbeit.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie in unfreundlichem Tone.

„Wohnt hier Fräulein Francesca Rondoli?“

„Was wollen Sie von ihr?“

„Ich hatte im vorigen Jahre das Vergnügen, sie zu treffen, und möchte sie wiedersehen.“

Die Alte betrachtete mich mißtrauisch und fragte dann:

„Wo haben Sie sie getroffen?“

„Hier in Genua.“

„Wie heißen Sie?“

Ich zögerte einen Augenblick, dann nannte ich ihr meinen Namen. Kaum hatte ich ihn ausgesprochen, als die Italienerin die Arme erhob, als ob sie mich umarmen wollte. „Ach, Sie sind der Franzose! Wie freue ich mich, Sie zu sehen! Sie haben meiner Kleinen viel Kummer verursacht. Sie hat einen